

sich Mütterchen und Fähnriche zum Gebet erhoben.

Nur ein einziger, dünner Zwischenruf, von wenigen vernommen, tönte durch das Gotteshaus, während Thielicke zuweilen mit geballter Faust und emporgerecktem Kinn, sein Manuskript über „Das zwiespältige Herz“ verlas. Und als die Studenten nach dem Thielicke-Wort „Gott braucht Menschen, mit denen er Schlachten schlagen kann... Amen“ zu einer Diskussion übergehen wollten, vereitelte eine geschickte Kirchen-Regie jeglichen Wortwechsel.

Mit Musik ging alles besser als befürchtet.

„Bitte die Orgel... Wir singen“, signalisierte Prediger Thielicke, als sich ein junger Kirchgänger erhob und bat: „Herr Professor, wir möchten mit Ihnen über Ihre Predigt diskutieren.“ Und die Gemeinde stimmte bekannte fromme Lieder an, damit möglichst viele lautstark mitsingen konnten.

Als der Sprecher im Parkett erneut ansetzte („Herr Professor...“), unterbrach der Geistliche: „Die Gemeinde erhebt sich noch einmal...“

So ging die Diskussion in Sang und Klang unter, und Professor Thielicke bat im Gebet: „Erbarme dich der vielen jungen Menschen, die in Unruhe und Leere dahinirren, die so hirtelos sind. Begegne ihnen doch in ihrer Wüste.“

Rund 300 vermeintliche Wüstensöhne verharrten vor dem Altar, nachdem Thielicke unter Orgelgebraus die Kirche verlassen hatte. Unter den Aufbrechenden bahnte sich ein rudimentäres Gespräch an. Ein ungläubiger Junger zu einem gläubigen Alten: „Aber wie soll denn der Krieg in Vietnam beendet werden?“ Ironischer Zwischenruf: „Durch Glauben, du Knallkopp.“

Während Kirchendiener stufenweise das Licht ausknipsten, suchten Thielicke-Gegner, darunter Dutzende junger Pastoren, Vikare und Theologiestudenten, zu begründen, warum im Gottesdienst über die Predigt diskutiert werden müsse.

In der fast leeren Kirche meckerte ein junger Christ: „Wenn Thielicke hier autoritär von der Kanzel herab Gesellschaftskritik übt, 2000 ahnungslose Leute durch Emotionen negativ programmiert, ein Gebet sprechen läßt, damit alles richtig sitzt, und sie dann nach Hause schickt, ohne daß andere theologische Richtungen zu Wort kommen, dann grenzt das an Zynismus.“

Die widerspenstigen Kirchgänger, darunter 16 SDS-Leute, beanstandeten Predigt-Passagen wie: „Wir wissen, daß die Welt nicht anders werden kann, wenn unser altes Herz... nicht zuerst anders wird“. Und was Thielicke in einem Halbsatz des Gebets über Vietnam („Erbarme dich der Opfer von Vietnam, und sprich nur ein Wort, damit sich die Wogen legen“) verlas, erschien ihnen pharisäerhaft.

Nach ähnlichen Thielicke-Äußerungen hatte sich schon am 2. Dezember vorigen Jahres im „Michel“ der Hamburger Studienrat Bernhard Nierth, 38, nach der Predigt erhoben und ein Gespräch über Christentum und Vietnam gefordert. Schon damals über-tönt Orgelklänge die Szene — allerdings auch die Empfehlung frommer Kirchgänger an den Pädagogen: „Ins KZ!“

Obwohl Thielicke die Linken zunächst diskussionsunwürdig fand, ließ er sich, zwei Tage nach seiner letzten Predigt am Montag vergangener Woche, doch darauf ein, im Gemeindehaus der Kirche St. Michaelis öffentlich zu diskutieren. Seine Widersacher aus dem SDS blieben dieser Veranstaltung, von der sie sich kein Spektakel versprechen konnten, freilich fern.

Gleichwohl war nach einer zweistündigen Diskussion auch unter den älteren Zuhörern kaum noch jemand be-



Prügelnde Polizisten in Bremen, Demonstrant: Draufhauen, draufhauen

reit, Thielicke zu unterstützen. Als die 350 anwesenden Gemeindeglieder darüber abstimmten, ob künftig im „Michel“ diskutiert werden sollte, votierten nur sieben Teilnehmer (zwei Prozent) gegen Predigt-Gespräche.

Mühsam hielt sich der sprachgewaltige Theologe zurück: „Ich will diesen Abend nicht mit einem Krach schließen, obwohl es mir sehr naheliegt, diesen Krach jetzt zu inszenieren.“

Daß er für seinen Gottesdienst am Sonnabend vorletzter Woche in der St.-Michaelis-Kirche die Streitkräfte zu Hilfe gerufen habe, streitet der Professor ab. Thielicke zum SPIEGEL: „Ich habe nicht die Bundeswehr angefordert.“

Brigadegeneral Wulf, vom SPIEGEL gefragt, ob Thielicke ihn um den „Michel“-Schutz gebeten habe: „Ja, so ist es.“

POLIZEI

BREMEN

Großer Graben

Bremens Polizei-Präsident Erich von Bock und Polach, 56, befahl: „Draufhauen, draufhauen, nachsetzen!“ Und auch die zivilen Anführer der sonst so betulichen Grünkohl- und Pinkel-Stadt an der Weser gaben markige Parolen aus.

Der Landesvater und Bürgermeister des sozialdemokratisch regierten Stadtstaates, Hans Koschnick, 38, verkündete: „Terror kann nur durch Gewalt gebrochen werden.“ Und Innensenator Franz Löbert, 61, pflichtete bei: „Wir müssen uns hier durchsetzen.“

So programmiert, gingen letzte Woche Hundertschaften hanseatischer Polizisten, den Tschakoriemen fest un-

ters Kinn geschoben, mit Schlagstöcken und Wasser-Kanonen gegen Tausende jugendlicher Demonstranten vor, die rund um den Roland zu Bremen gegen drastische Fahrpreis-Erhöhungen bei der städtischen Straßenbahn AG protestierten.

Augenzeugenberichte und ausführliche Reportagen bremischer Lokalreporter schildern, daß Polizisten auf Beteiligte wie Unbeteiligte einschlugen und Passanten verfolgten, die in Hauseingängen vor den Wasserwerfern in Deckung gingen. Sie griffen zwei Schüler aus der Menge heraus, die ein Plakat trugen mit der Aufschrift: „Demonstrieren, nicht randalieren.“ Ein 16-jähriger wurde laut „Bremer Nachrichten“ von einem Kriminal-Polizisten mit Handkanten-Schlägen bearbeitet.

Der Aufstand, der am letzten Montag harmlos begonnen hatte — 50 Pen-näler, Lehrlinge und junge Gewerk-

RUHR

KRUPP-STIFTUNG

Unterm Strich

schaftler hockten sich auf die Straßenbahn-Schienen nieder und wurden von gutgelaunten Polizisten abgeschleppt —, weitete sich am Donnerstag zu einer Anti-Polizei-Rebellion aus. Sprechchöre skandierten: „Menschenjäger — Knüppelschläger.“

118 Straßenbahnwagen und 19 Omnibusse, fast ein Drittel des gesamten Straßenbahn-Fuhrparks, wurden lädiert. Die Straßenbahn-Gesellschaft schaltete für mehrere Stunden den Strom ab und stoppte den Betrieb in der gesamten Innenstadt.

Ein alter Bremer brach vor Erregung tot zusammen, zwei Polizisten wurden verletzt, 130 Fahrpreis-Protestanten festgenommen, die meisten inzwischen wieder freigelassen.

Im Schnellverfahren fällt das Bremer Amtsgericht ungewöhnlich hohe Strafen. Vier Demonstranten wurden wegen „Widerstandes gegen die Staatsgewalt“, „Auflaufs“ oder „Beinträchtigung des Straßenverkehrs“ zu Gefängnisstrafen zwischen zwei Wochen und acht Monaten verurteilt. Staatsanwalt Wolfgang Litzig plädierte: „In dieser Situation muß hart durchgegriffen werden.“

Innensenator Löbert über die Situation: „In großen Teilen unserer Innenstadt herrscht das Chaos.“

Das Chaos aber bewirkten nicht nur die Demonstranten, sondern erst recht die Truppe des Weltkrieg-II-Generalstäblers von Bock. Denn statt zu besänftigen, provozierte sie; statt das nun von Randalierern unterwanderte Jungvolk zu zerstreuen, lockte sie es in die Falle.

Um 17 Uhr des Donnerstags wich die Polizeikette in den Straßenschlauch zwischen Dom und Baumwollbörse zurück. Protestanten und Randalierer folgten ihr. Dann gingen Wasser-Kanonen vor der Schlauchöffnung in Stellung, und Polizisten traktierten die Einkesselten mit Knüppeln und Fäusten.

Als sich die Demonstranten gegen 19 Uhr an der Domsheide schon langweilten und abzuwandern begannen, forderte Polizeirat Robert Pulver unnötigerweise: „Räumen Sie sofort die Domsheide in Richtung Balgebrückstraße.“ Prompt machte die Menge trotz Wasser und Knüppel wieder Front. Darauf Pulver: „Kette schneller vor, der Schlagstock ist freigegeben.“ Und als einige der Demonstranten sich schließlich — wie ihnen befohlen worden war — zur Balgebrückstraße absetzten, waren dort Greifkommandos.

Nach der Schlacht kam der Jammer. Ein leitender Polizeioffizier klagte: „Der Bruch zwischen uns und der Bevölkerung ist bedrohlich. Der Graben, der uns jetzt trennt, ist kaum wieder zuzuschütten.“

Und Bürgermeister Koschnick sah nun ein: „Dienstag und Mittwoch mußte die Polizei eingreifen, da wurden Straßenbahnen demoliert und Passanten belästigt. Aber am Donnerstag wäre die Polizei besser nicht eingesetzt worden.“

Arndt von Bohlen und Halbach, Erbe der Krupp-Dynastie, ist mit 29 Jahren auf Rente gesetzt, und seine Kumpel sollen dafür bürgen. Sie müssen auch künftig so viel Kohle buddeln, daß dem prominentesten Playboy von der Ruhr jährlich eine Million Mark für Brot und Spiele bleibt.

Vater Alfried Krupp hatte am 13. April 1965 mit der Montanfirma seines Konzerns einen „Förder-Rentenvertrag“ geschlossen, durch den die Apanage für den Sohn in Höhe von einer Million Mark abgesichert worden war. Eine zweite Million sollte nach dem Tod des Vaters aus Gewinnen der Augsburger Büromaschinenfirma National Registrier-Kassen GmbH flie-



Krupp-Erbe Arndt von Bohlen
1,50 Mark für die Wissenschaft

ßen, die ebenfalls zum Krupp-Konzern gehörte.

Der Erbverzicht des jungen Krupp und die Millionen-Apanage erst machten es möglich, Deutschland das traditionsstolze Unternehmen zu erhalten:

Am 29. November 1967 wurde eine „Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung“ gegründet. Am 2. Januar entstand aus der Einzelfirma Krupp die Kapitalgesellschaft Fried. Krupp GmbH, der die Stiftung alle Vermögenswerte des Hauses Krupp übereignen mußte.

In dieser Woche schließlich wird ein 15köpfiger Aufsichtsrat bestimmt (Vorsitzender: Bankier Hermann Josef Abs), der ehemalige Finanzexperte des Düsseldorfer Mannesmann-Konzerns Günter Vogelsang, 48, zum Generaldirektor ernannt und die Eröffnungsbilanz der neuen Firma veröffentlicht.

Die drei Aktionen beenden die 156-jährige Geschichte der Essener Familienfirma, die Alfried Krupp und sein Majordomus Beitz im Winter 1967 in ausweglose Schwierigkeiten manövriert hatten. Damals mußten Bund, Banken und das Land Nordrhein-Westfalen Bürgschaften in Höhe von 550 Millionen Mark leisten.

Die Aufzählung der rund 100 Firmen, die Krupp der Fünfte für die Stiftung hinterließ, umfaßt neun Schreibmaschinenseiten. Sein Aktienbesitz macht weitere zehn Seiten aus.

Die ansehnlichsten Papiere sind 144 Aktien der Farbwerke Hoechst, 174 Aktien der Badischen Anilin- & Soda-Fabriken und 196 Aktien der Farbenfabriken Bayer, jede mit einem Nominalwert von 50 Mark. Die 126 328 Quadratmeter Grundbesitz schlagen weit mehr zu Buch.

Vogelsangs Kassensturz für die Bilanz brachte dennoch eine Enttäuschung. Die Addition der Firmen und Vermögenswerte zeigte, daß Alfried Krupp selbst seinen Besitz zu hoch veranschlagt hatte, als er im April 1967 vor Jubilären verkündete, Ende 1965 habe das Eigenkapital (Stammkapital plus Rücklagen) mehr als eine Milliarde Mark betragen.

Bei Vogelsang unterm Strich sieht es anders aus und wird deutlich, warum Krupp-Finanzdirektor Arno Seeger, 53, im März 1967 fristlos gekündigt hatte. Obwohl Vogelsang — noch in der Position eines Beraters in Essen — während der vergangenen Monate einige Beteiligungen verkaufte, blieben als Stammkapital der neuen GmbH nur 500 Millionen Mark übrig.

Der Konzern geht mit einem so großen Verlust in seine neue Ära, daß Krupp mindestens vier Jahre lang keine Steuern zahlen kann.

Leidtragender der Finanzknappheit wird vor allem die neue Stiftung sein, die laut Satzung alle Erträge des Konzerns kassieren und „zur Förderung der Wissenschaften“ verwenden soll.

Nach Paragraph 6 der sogenannten Einbringungsvereinbarung ist die Krupp GmbH „verpflichtet, der Stiftung — möglichst im Wege der Spende — eine jährliche Mindestausstattung von zwei Millionen Mark zu gewährleisten“*.

Nur Arndt von Bohlen und Halbach indes sind seine zwei Millionen Mark pro Jahr sicher. Nachdem Günter Vogelsang die Beteiligung an der Firma National nach den USA verkauft hat, muß er laut einem neuen Vertrag dem jungen Krupp die eine jährliche Million direkt aus der Firmenkasse der Krupp GmbH zahlen.

Westdeutschlands Wissenschaft dagegen darf nur hoffen, denn Aufsichtsratsmitglieder der neuen Firma wollen durchdrücken, daß die Stiftung aus der Krupp-Spende ihre gesamten Kosten decken muß.

Dazu ein Essener Experte: „Dann fließt aus der Krupp-Stiftung jährlich etwa 1,50 Mark in die Wissenschaft.“

* Der Thyssen-Stiftung flossen im Jahr 1967 acht Millionen Mark, der Volkswagenwerk-Stiftung 113 Millionen Mark zu.